

SIMONE WINKO

## Lost in hypertext?

### Autorkonzepte und neue Medien

Renate von Heydebrand zum 65. Geburtstag

*[...] this new information technology has the power to reconfigure our culture's basic assumptions about textuality, authorship, creative property, education, and a range of other issues.*

George P. Landow

*Während sich die Vertreter der alteuropäischen Kultur ans Buchstäbliche der Literatur, an Diskursgewalten wie Autorschaft und Copyright und an Fetische wie Kreativität klammern, operiert man unter Medienbedingungen längst formal-numerisch und algorithmengeleitet. »Hypermedien« brauchen keinen Autor, und Datenprocessing macht Genie schlicht überflüssig.<sup>2</sup>*

Norbert Bolz

#### I. Zielsetzung und Begriffsklärungen

In den medienphilosophischen Diskussionen um »Wesen« und Funktion, Vor- und Nachteile neuer Medien – also elektronischer Digitalmedien, die an den Bildschirm als Repräsentationsform gebunden sind –<sup>3</sup> gibt es Aussagen, die den Charakter von Dogmen haben. Eine von ihnen betrifft den Status des Autors in den neuen Medien. Sie findet sich in verschiedenen Formulierungen, in

<sup>1</sup> George P. Landow: What's a Critic to Do? Critical Theory in the Age of Hypertext. In: G. P. L. (Hg.): Hyper/Text/Theory. Baltimore – London: Johns Hopkins University Press 1994, S. 1–48. Hier S. 32.

<sup>2</sup> Norbert Bolz: Neue Medien. In: Information Philosophie 1 (1994), S. 48–55. Hier S. 48.

<sup>3</sup> Die Begriffsbestimmungen schwanken; zur hier verwendeten vgl. z.B. Manfred Kammer / Helmut Schanze / Hans Jürgen Zimmermann: Textsysteme und Veränderungen des Literaturbegriffs. (Arbeitshefte Bildschirmmedien 19) Siegen: DFG-Sonderforschungsbereich 240 1990, S. 5. Die Autoren sehen den zentralen Unterschied zu den »alten« Bildschirmmedien in der Interaktivität; ebd., S. 23. Weitergefaßte Verwendungen, die auch Audio- beziehungsweise audiovisuelle Medien wie Radio, Musik-CD und TV zu den neuen Medien rechnen (z.B. Werner B. Korte: Neue Medien und Kommunikationsformen – Auswirkungen auf Kunst und Kultur. München u.a.: Saur 1985, S. 6ff.), scheinen in der aktuellen Diskussion keine Rolle mehr zu spielen.

unterschiedlich weitreichenden Varianten und in verschiedenartigen Argumentationszusammenhängen und lautet – nur wenig pauschalisiert –, der Autor im traditionellen Sinne sei eine anachronistische Institution und habe heute ausgedient. Wird sie begründet – was angesichts ihrer prästabilierten Sanktionierung durch konjunkturstarke poststrukturalistische Theorien nicht immer für nötig erachtet wird –, dann sind es vor allem zwei Argumentationsstrategien, die geltend gemacht werden: (1) Es wird ein neuer, den elektronischen Medien angemessener Textbegriff postuliert, der die Instanzen ›Autor – Text – Leser‹ neu zu bestimmen zwingt; (2) es wird eine neue Form des Umgangs mit Texten postuliert, mit der sich die tradierten Rollen und Funktionen von Autor und Leser radikal ändern. Dabei wird im allgemeinen nicht zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten unterschieden.

Eine beliebte Art, auf apodiktische Formulierungen zu reagieren, ist Widerspruch. Und so finden sich denn auch, wenn auch erheblich seltener, Aussagen, die das kontradiktorische Gegenteil behaupten. Sie laufen darauf hinaus, daß sich an der Trias ›Autor – Text – Leser‹ und den jeweiligen Funktionen nichts geändert habe, zumindest aber nichts wesentliches. Die Vertreter dieser Position argumentieren nicht medienphilosophisch, vielmehr anwendungsbezogen, indem sie auf eine wenig veränderte Medienpraxis verweisen.

Die beiden gegensätzlichen Positionen zeigen nicht nur unterschiedliche text- und medientheoretische Konzeptionen, sondern auch eine Theorie-Praxis-Differenz an: Theoretisch totgesagt, lebt ›der Autor‹ in verschiedenen Funktionen auch in den neuen Medien weiter, teilweise sogar, unter Ausnutzung der neuen technischen Möglichkeiten, mit extremer ausgeprägtem Personenkult als unter traditionellen Bedingungen linearer Texte. Damit sind die beiden Aspekte angesprochen, unter denen im folgenden nach den Auswirkungen neuer Medien auf Autorkonzepte gefragt wird: Die Theorie-Praxis-Differenz soll genauer betrachtet und die Thesen von der totalen beziehungsweise der ausgebliebenen ›Revolution‹ durch die neuen Medien sollen differenziert werden. Um die hier nur pauschal bezeichnete Diskrepanz zwischen Programmatik und Medienpraxis zu profilieren, werden zunächst in einer knappen Übersicht medientheoretische Ansätze und Medienprodukte auf ihre Verwendung von Autorkonzepten hin untersucht (2). In einer detaillierteren Betrachtung sind dann vier zentrale Thesen zum Bedeutungsverlust der Instanz ›Autor‹ zu diskutieren, und es ist zu fragen, ob sich die Funktionen des Autorkonzepts durch die neuen Medien tatsächlich radikal geändert haben (3). Dabei wird deutlich werden, daß eine Untersuchung der Autorkonzepte ebenfalls Text- und Leserkomponenten im Blick haben muß, auch wenn diese Komponenten hier nicht im Mittelpunkt stehen können. Abschließend wird nach Erklärungsmöglichkeiten für die Theorie-Praxis-Differenz gesucht und nach texttheoretischen Konsequenzen aus den diskutierten Thesen gefragt (4).

Angesichts der inflationären Verwendung von Begriffen wie *cyberspace*, *Cyberliteratur*, *virtual reality*, ›Hypermedien‹ und anderen, deren Extension nicht allein in Feuilletonartikeln unbestimmt zu sein scheint, und der Unklarheit darüber, welche Medienprodukte jeweils zuzurechnen sind, beschränke ich mich in diesem Beitrag auf einen überschaubareren Bereich und eine entsprechende Terminologie. Im Mittelpunkt werden theoretische Überlegungen zu und praktische Beispiele von Hypertexten stehen, und zwar aus drei Gründen: Zum einen liegen bereits zahlreiche Hypertexte vor, das heißt eine Analyse muß nicht im Modus des Futur gehalten werden, wenn es um Aussagen über Beschaffenheit und Wirkungsweise der Medienprodukte geht, wie es etwa bei *virtual reality* – zumindest in ihrer angestrebten multisensuellen Form – noch überwiegend der Fall ist.<sup>4</sup> Zum anderen gibt es zu diesen Texten bereits einige empirische Untersuchungen, so daß die Frage nach der tatsächlichen Wirkungsweise nicht ganz so spekulativ abgehandelt werden muß wie bei den anderen Beispielen für neue Medien. Und schließlich liegt die Beschäftigung mit Hypertexten aus literaturwissenschaftlicher Sicht insofern nahe, als es mittlerweile sowohl für den disziplinären Gegenstandsbereich, literarische Texte, als auch für den wissenschaftlichen Umgang mit ihnen Hypertext-Anwendungen gibt, etwa Hypertext-Editionen und entsprechende Seiten im Internet.

Unter ›Hypertexten‹ sind nicht-lineare Texte zu verstehen,<sup>5</sup> die sich aus einzelnen Informationseinheiten zusammensetzen. Diese Einheiten sind zwar ihrerseits linear strukturiert, von ihnen geht aber eine Vielzahl von Verknüpfungen, sogenannter *links*, auch ›Sprungmarken‹, *hotwords* und anders genannt, zu anderen Informationseinheiten aus. Über die *links* werden diese Einheiten auf dem Bildschirm präsentiert. Die Einheiten eines Hypertexts können aus

<sup>4</sup> Der Begriff *virtual reality* wird meist mithilfe einer Kombination von technischen und rezeptionsbezogenen Merkmalen bestimmt: Mit technischen Mitteln (z.B. Datenhelm und -handschuh) werden physikalisch-sensorische durch digitale, computergenerierte Reize ersetzt, so daß beim Rezipienten die Illusion einer raumzeitlichen, taktilen etc. Wahrnehmung entsteht; vgl. dazu z.B. Michael Heim: *The Metaphysics of Virtual Reality*. New York – Oxford: Oxford University Press 1993, S. 160.

<sup>5</sup> Eine ausführliche und um Differenzierung bemühte Auseinandersetzung mit dem Merkmal der Nicht-Linearität bei Espen J. Aarseth: *Nonlinearity and Literary Theory*. In: George P. Landow: *Hyper/Text/Theory* (Anm. 1), S. 51–86, bes. S. 60ff. – Der im vorliegenden Beitrag verwendete Begriff, mit dem Eigenschaften der Textorganisation als Differenzierungskriterium zu ›herkömmlichen‹, linearen Texten herangezogen werden, scheint Forschungskonsens zu sein; vgl. im Gegensatz dazu aber Michael Heim, der – wenn auch nicht konsequent – *hypertext* als Interaktionsmodus mit Texten, also als eine Rezeptionsform, auffaßt; Michael Heim: *Electric Language. A Philosophical Study of Word Processing*. New Haven – London: Yale University Press 1987, S. 28.

verschiedenen Medien – Text-, Bild-, Tonmedien – bestehen,<sup>6</sup> es können Erläuterungen, biographische Informationen, Kommentare, Quellenhinweise, Querverweise sein, oder sie können der Ausgangseinheit eine andere Perspektive, eine weitere Argumentationsebene und anderes hinzufügen, also weniger erläuternde als ergänzende Funktion haben. Leser haben die Möglichkeit, die Reihenfolge, in der sie den vorgegebenen Verbindungen folgen, dem eigenen ›Voraussetzungssystem‹ und ihren jeweiligen Zielsetzungen entsprechend selbst zu bestimmen, können also eigene Pfade<sup>7</sup> (Kombinationen von Verknüpfungen) ausprägen. Darüber hinaus können sie – wenn das jeweilige Hypertext-System es ihnen erlaubt – eigene Notizen und Kommentare integrieren, das heißt an die Informationseinheiten anbinden, und damit auch neue Verknüpfungen herstellen. Es gibt also verschiedene Typen von *links*:<sup>8</sup> von den Hypertext-Autoren hergestellte und vom Leser generierte Verknüpfungen; ›referentielle Verknüpfungen‹, das heißt eher assoziativ hergestellte *links* ohne weitere semantische Spezifikation, und ›typisierte Verknüpfungen‹, die verschiedene Arten spezifizierter, strukturierender Verbindung zwischen Informationseinheiten herstellen, zum Beispiel hierarchische, argumentative oder thematische Verknüpfungen.

## II. Theoretische Aussagen und Medienpraxis – eine kurze Übersicht

Um eine grobe Orientierung in einem Bereich zu geben, der von der deutschsprachigen Literaturwissenschaft bislang nur in Einzelfällen zur Kenntnis genommen wird, sei im folgenden eine kurze, schematische Übersicht über theoretische Positionen und medienpraktische Beispiele versucht.

<sup>6</sup> Texte, die auch Bild- und Tondokumente und/oder Filmsequenzen enthalten, werden meist als ›Hypermedien‹ bezeichnet; hier sollen sie als eine von verschiedenen Varianten zu den ›Hypertexten‹ gezählt werden.

<sup>7</sup> Die zahlreichen metaphorischen Bezeichnungen für Eigenschaften von und Umgangsweisen mit Hypertexten sind auffällig. Wem etwa die Pfadfinder-Bildlichkeit zu anachronistisch oder zu wenig technizistisch erscheint, der spricht vom ›Navigieren‹ oder ›Surfen‹ und meint damit das Verfolgen der hypertextspezifischen Textverknüpfungen; und die Struktur von Hypertexten wird in Anlehnung an Deleuze/Guattari gern mit der Rhizom-Bildlichkeit veranschaulicht. Metaphorische Bezeichnungen haben den Nutzen, daß sie konzeptuell noch nicht erschlossene Phänomene benennbar machen und den Zugang zu ihnen erleichtern; sie sollten aber die Bemühung um begriffliches Erfassen nicht ersetzen; vgl. dazu auch Jean-François Rouet / Jarmo J. Levonen: *Studying and Learning with Hypertext: Empirical Studies and Their Implications*. In: J.-F. R. / J.J. L. u.a. (Hg.): *Hypertext and Cognition*. Mahwah/N.J.: LEA 1996, S. 9–23. Hier S. 13.

<sup>8</sup> Zum folgenden vgl. die differenzierte Typologie von Hypertext-Verknüpfungen bei Rainer Kuhlen: *Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank*. Berlin u.a.: Springer 1991, S. 102–123.

### II.1. Theoretische Positionen

Die Positionen in der theoretischen Diskussion über die neuen Medien lassen sich grob in medienphilosophische, hypertext-theoretische und empirische einteilen.

#### a) Medienphilosophische Programme

Die medienphilosophischen Positionen zeichnen sich dadurch aus, daß allgemeine Eigenschaften der neuen Medien, vor allem ihre Digitalität und Technizität, als Ausgangspunkt für Spekulationen über Veränderungen kultureller Basisannahmen und literaturtheoretischer Prämissen herangezogen werden. Integriert werden diese Spekulationen in kultur- oder medienphilosophische Rahmentheorien, die teils mit kultur- beziehungsweise medienkritischer Stoßrichtung (zum Beispiel Lyotard, teilweise F. Kittler), teils mit einem gewissen euphorischen Impetus formuliert werden (zum Beispiel Flusser, Bolz, teilweise F. Kittler). Meist sagen sie wenig Konkretes über die Beschaffenheit der befürchteten oder erhofften Veränderungen aus.

Generell wird Hypertext oder Cybertext als der heutigen Zeit angemessene Ausdrucksform aufgefaßt, wobei auch hier die Einschätzung ambivalent ist. Zwar wird die apokalyptische These vom nahen Untergang der Schriftkultur heute kaum mehr vertreten, da sie der Einsicht gewichen ist, in einer heterogenen Kultur, die vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten braucht,<sup>9</sup> sei es weniger wahrscheinlich, daß ein Medium durch ein anderes abgelöst wird, als daß sich das Medienspektrum ausdifferenziert.<sup>10</sup> Andere Folgen werden aber befürchtet, wie der Verlust der Phantasie oder die Stabilisierung der Machtverhältnisse durch die neuen Medien. Andererseits soll die neue Ausdrucksform Demokratie fördern, ihre Benutzer aus den Beschränkungen einer traditionellen Autor- und Leserrolle befreien und neue Konzepte von Fiktionalität und Literarizität begründen helfen. Deren Neufassungen stehen allerdings ebenso aus wie eine differenzierte Revision des Autorkonzepts.

Die Argumentationen variieren mit der zugrundeliegenden Rahmentheorie; nur drei knapp dargestellte Beispiele: Vilém Flusser etwa plädiert für die Beibehaltung des Autorbegriffs bei gleichzeitiger Funktions- und Arbeitsverlagerung. Aufgabe des Autors sei es, in einem kreativen Akt das Neue, Unvorhergesehene als Gegenstand auszuwählen, um es dann in Bekanntes, technisch Herstellbares einzubauen. Für die erste Aufgabe brauche man noch immer das schöpferische Subjekt, das allerdings über eine Informationstheorie verfügen

<sup>9</sup> Vgl. dazu auch Stefan Münkers Rezension des von Dirk Matejovski und Friedrich Kittler herausgegebenen Sammelbandes *Literatur im Informationszeitalter*. Die Literatur ist tot – es lebe die Literatur. In: *Telepolis* (19.06.1997) ([www.heise.de/tp/](http://www.heise.de/tp/)).

<sup>10</sup> Dazu z.B. Günther Stocker: *Ein rebellisches Fossil. Die fiktionale Literatur im Zeitalter der modernen Kommunikationstechnologien*. Aachen: Alano 1994, S. 104.

müsse, während man die zweite Aufgabe heute den Maschinen überlassen könne.<sup>11</sup> Politisch-ökonomisch argumentiert dagegen Peter Weibel: Er setzt die These vom ›Tod des Autors‹ mit einem Angriff auf »ökonomische Strukturen« gleich und sichert so die Subversivität dieser These.<sup>12</sup> Und im Rahmen von Simulationstheorien, die auf Baudrillard zurückgehen, wird zugleich mit dem Wirklichkeitsbegriff das Konzept des handlungsmächtigen, intentionsfähigen Autors verabschiedet.<sup>13</sup>

## b) Hypertext-Theorien

Greifbarer und damit auch angreifbarer als allgemeine kultur- beziehungsweise medienphilosophische Prognosen sind die Aussagen der von den Medienprodukten ausgehenden Theoretiker. Ihre Schlußfolgerungen sind weniger global, ihre Haltung ist pragmatischer und insgesamt seltener kulturpessimistisch.<sup>14</sup> Ihre Arbeiten lassen sich grob charakterisieren als Mischung aus technischer Detailinformation – etwa: wie werden welche Hypertext-Elemente in welchen Hypertext-Systemen miteinander verbunden – und weitreichenden Spekulationen über die Funktions- und Wirkungsweise des Herstellens und Rezipierens von Hypertexten.

Repräsentativ ist hier George Landows Abhandlung *Hypertext*, der man schon wegen der zahlreichen Bezugnahmen auf sie den Status eines Standardwerks zusprechen kann. In seiner zentralen These behauptet Landow eine Konvergenz zwischen Hypertexten und der zeitgenössischen, das heißt für ihn poststrukturalistischen, Literaturtheorie: »hypertext embodies many of the ideas and attitudes proposed by Barthes, Derrida, Foucault, and others«.<sup>15</sup> Wenn solche Thesen auch schon früher formuliert worden sind,<sup>16</sup> so macht

<sup>11</sup> Vilém Flusser: Vom Autor oder vom Wachsen. In: Florian Rötzer / Sara Rogenhöfer (Hg.): Kunst machen? Essays und Gespräche. München: Boer 1990, S. 57–73. Hier S. 71.

<sup>12</sup> Peter Weibel: Der Ausstieg aus der Kunst als höchste Form der Kunst. In: Kunstforum international (1989), S. 60–75. Hier S. 66: »Wenn man etwa die Montage- und Cut-up-Literatur als Beerdigung des sinnstiftenden Autors verkündet, dann attackiert man damit natürlich ökonomische Strukturen«.

<sup>13</sup> So z.B. bei Günther Stocker: Ein rebellisches Fossil (Anm. 10), S. 28 und öfter.

<sup>14</sup> Auffällig ist schon der unterschiedliche Sprechgestus der beiden Theoretikergruppen, den auch Landow konstatiert: »Whereas terms like ›death‹, ›vanish‹, ›loss‹, and expressions of depletion and impoverishment color critical theory, the vocabulary of freedom, energy, and empowerment marks writings of hypertextuality«; vgl. George P. Landow: *Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*. Baltimore – London: Johns Hopkins University Press 1992, S. 87.

<sup>15</sup> Ebd., S. 73.

<sup>16</sup> Etwa von Edward Said: *Beginnings. Intention and Method*. New York: Columbia University Press 1985, und Michael Heim: *Electric Language* (Anm. 5).

Landow sie zur legitimatorischen Basis seiner Untersuchung. Wie hier argumentiert wird, sei kurz anhand von Landows Einschätzung der Autorrolle durchgeführt.<sup>17</sup>

Im expliziten Einklang mit »contemporary theory« konzipiert Landow den Autor als Text, bestimmt ihn als ›Vielzahl anderer Texte‹ oder auch als ›Schnittpunkt von Diskursen‹.<sup>18</sup> Er geht dabei von den bekannten Thesen zur Beschaffenheit von Texten aus, und von diesen Thesen, so Landow, hängen wiederum die Annahmen über die Beschaffenheit von Autorschaft ab: Da Texte nicht mehr als autonom und zentriert, sondern als dezentrierte Netzwerke verschiedener Codes aufzufassen seien, da sie keine isolierten Einzeltexte mehr darstellen, sondern wesentlich vernetzt seien und immer in Relation zu anderen Texten stehen, da sie unbegrenzt und nicht mehr stabil seien, müsse sich entsprechend auch die Auffassung der Rollen und Funktionen des Autors ändern.

Die Argumentation der zitierten französischen Theoretiker verläuft allerdings bekanntlich mit unterschiedlicher Zielrichtung: Sie geht von philosophischen Vorbehalten gegen traditionelle erkenntnistheoretische Prämissen aus, die zu einer Kritik an der Konzeption eines autonomen, zentrierten Subjekts führen, und zieht von hier aus Folgerungen für den Textbegriff. Hypertext-Theoretiker wie Landow dagegen legen Beschreibungen des Mediums beziehungsweise der Medienprodukte zugrunde und weisen dann Übereinstimmungen mit Aussagen und Postulaten der Theoretiker nach. Damit autorisieren sie zum einen ihre Beschreibungen und werten zum anderen Hypertexte gegenüber den linearen Texten auf, weil sie den erfolgreichen aktuellen Theorien entsprechen. Auch wenn Landow sich am ausführlichsten mit poststrukturalistischer Theorie auseinandersetzt, bleibt er dabei doch eher an der Oberfläche; er hört mit der Untersuchung auf, sobald er bei schlagwortartigen Thesen wie ›Tod des Autors‹ oder ›Dezentrierung des Subjekts‹ angekommen ist.<sup>19</sup> Es dominiert ein Denken in Analogien: Texteigenschaften ›erinnern‹ an Thesen der Theoretiker und werden zu diesen in Beziehung gesetzt; da – was nicht überrascht – Übereinstimmung konstatiert wird, gilt die Annahme einer Korrespondenz als bestätigt.

Darüber hinaus zeigt sich hier – wie auch in den medienphilosophischen Argumentationen –, daß die für eine genaue Behandlung des Autor-Themas wichtige Unterscheidung von Medium und Medienprodukt nicht immer vor-

<sup>17</sup> Landows Argumentation steht hier für die zahlreicher Hypertext-Theoretiker; ein neueres Beispiel bietet Norbert Gabriel: *Kulturwissenschaften und Neue Medien. Wissensvermittlung im digitalen Zeitalter*. Darmstadt: Primus 1997, S. 75ff.

<sup>18</sup> Zum folgenden vgl. George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 72–89.

<sup>19</sup> So auch z.B. Edward Said, der die erkenntnistheoretischen Annahmen Derridas und Foucaults mit Hypertext-Vokabeln reformuliert; vgl. Edward Said: *Beginnings* (Anm. 16), passim.

genommen wird, was eine der Ursachen für unzulässige Verallgemeinerungen darstellt. Prinzipiell sind Merkmale, die vom Medium abhängen, das heißt von der elektronischen Übermittlungsform geprägt sind, von solchen zu unterscheiden, die auf strukturelle Eigenarten der medialen Produkte zurückgehen: Nicht alles, was in einem Medium technisch möglich ist, muß zu den tatsächlichen Eigenschaften eines Medienprodukts zählen.

### c) Empirische Positionen

Weniger global in ihrer Reichweite, aber dafür präziser sind die – noch nicht zahlreichen – empirischen Arbeiten zum Thema. Sie untersuchen in der Regel die Auswirkungen neuer Medien, insbesondere informationsorientierter Hypertexte, auf Rezipienten, das heißt die hier interessierende Frage nach der Funktionsveränderung des Autors wird kaum thematisiert, weder für nicht-literarische noch für literarische Hypertexte. Jedoch werden Grundannahmen der Hypertext-Theoretiker überprüft, auf denen die Thesen vom Verschwinden des Autors beziehungsweise von seinem Funktionsverlust formuliert werden, so daß auf einige der Ergebnisse hier einzugehen ist.

Vertreter dieser Positionen kritisieren die enthusiastischen Hypertext-Befürworter darin, daß sie ihre positiven Einschätzungen dieser neuen Form der Informationsvermittlung und ihre Prognosen weder auf empirische Untersuchungen noch auf hinreichend geprüfte psychologische Annahmen stützen. So sei etwa die These nicht haltbar, die assoziative Verbindung von Informationen, die von Hypertexten unterstützt wird, sei »natürlich« in dem Sinne, daß sie die Funktionsweise des menschlichen Gedächtnisses abbilde. Prämisse sei, daß unser Wissen in Form semantischer Netze kognitiv repräsentiert werde und daß eine Präsentationsform, die dieser Struktur entspreche, der Informationsverarbeitung entgegenkomme. Empiriker vermessen hier den Rekurs auf neueste psychologische Forschungen und weisen auf terminologische und sachliche Konfusionen hin,<sup>20</sup> etwa auf die Verwechslung von textueller Strukturierung, Gewinnung und mentaler Repräsentation von Information. Auch wenn Hypertexte strukturell der (angenommenen) mentalen Repräsentation zu ähneln scheinen, ist die Frage, ob damit zugleich ein Vorteil bei der Informationsgewinnung erzielt werde, noch nicht beantwortet. Behauptete Effekte und Zusammenhänge – zum Beispiel daß auf diese Weise effektiver gelernt werden könne, weil Hypertext die Struktur von Expertenwissen abbilde, die auf

<sup>20</sup> So Andrew Dillon: Myths, Misconceptions, and an Alternative Perspective in Information Usage and Electronic Medium. In: Jean-François Rouet / Jarmo J. Levonen: Hypertext and Cognition (Anm. 7), S. 25–42. Hier S. 28; vgl. auch Peter W. Foltz: Comprehension, Coherence, and Strategies in Hypertext and Linear Text. In: ebd., S. 109–136, und Jean-François Rouet / Jarmo J. Levonen: Studying and Learning with Hypertext (Anm. 7).

diese Weise schon dem Anfänger zugänglich gemacht werden könne – sind entweder noch nicht empirisch geprüft worden oder lassen sich erst gar nicht überprüfen.

Untersuchungen, die das Lesen von Hypertexten mit dem Lesen linearer Texte verglichen haben, kommen zu dem Ergebnis, daß der Unterschied zwischen beiden Textformen weniger in »the potential freedom that text or hypertext allows«, sondern vielmehr im jeweiligen Gebrauch liegt, den Leser von den Möglichkeiten machen.<sup>21</sup> Hypertext-Leser haben insofern eine »größere kognitive Last« zu tragen, als sie ihre Position im Netzwerk erinnern müssen, die Entscheidung zu treffen haben, welche Einheiten sie als nächstes lesen, und ihren Weg durch den Hypertext – zumindest grob, die Feinarbeit nehmen ihnen entsprechende Dokumentationsprogramme ab – im Gedächtnis behalten müssen. Während die gleichzeitige Präsentation von Text und Glossar auf dem Bildschirm kognitive Vorteile gegenüber dem Nacheinander in linearen Texten erbringt, verbessern die elektronischen Möglichkeiten der Annotierung von Hypertexten im Vergleich mit der Annotierung mittels Papier und Stift das Textverständnis nicht.<sup>22</sup>

In bezug auf das informations- und lernorientierte Lesen von Hypertexten sind die Thesen vom Freiheitsgewinn des Lesers und von der Überlegenheit des Hypertexts gegenüber dem linearen Text zu einem Teil zu relativieren, zu einem größeren Teil erst noch zu prüfen. Bei der Diskussion der Thesen zum Autorkonzept in Abschnitt 3 werden diese Einschränkungen zu beachten sein.

## II.2. Medienprodukte

Ein vollständiger Überblick über Produkte neuer Medien läßt sich hier selbstverständlich nicht geben; daher werde ich mich im folgenden auf bestimmte Typen von Hypertexten konzentrieren und ausgewählte Beispiele auf die Funktion und Relevanz von Autor(konzept)en hin untersuchen. Dabei werden, im Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Präsenz im Internet oder auf CD-ROMs, »literarische« Hypertexte im Mittelpunkt stehen, weil sie als literarische zum engeren Gegenstandsbereich literaturwissenschaftlicher Forschung zu zählen wären – wenn sie denn zur Kenntnis genommen würden.<sup>23</sup> Darüber hinaus scheinen zumindest einige Aspekte der Rezeption von Hypertexten für literari-

<sup>21</sup> Ebd., S. 12.

<sup>22</sup> Ebd., S. 14f.

<sup>23</sup> Zumindest in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft werden literarische Hypertexte noch weitgehend ignoriert; eine der wenigen Ausnahmen bilden Beiträge des Sammelbandes: Martin Klepper / Ruth Mayer / Ernst-Peter Schneck (Hg.): Hypertextkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters. Berlin – New York: de Gruyter 1996. – Auf die in der Literaturwissenschaft gebräuchlicheren Hypertexte zum wissenschaftlichen Gebrauch, z.B. elektronische Werkausgaben, werde ich nicht eingehen können.

sche und nicht-literarische – didaktische, wissenschaftliche etc. – Texte identisch zu sein, so daß Ergebnisse anhand der einen Gruppe auf die andere übertragbar sind. Wenn hier an einer Unterscheidung beider Gruppen festgehalten wird, so eher aus pragmatischen Gründen, die auf unterschiedliche Verwendungszusammenhänge rekurrieren (siehe unten, b)).<sup>24</sup> – Die in diesem Abschnitt gewonnenen Ergebnisse sind nur als Annäherung an einen noch nicht systematisch bearbeiteten Gegenstandsbereich zu verstehen.

Eine Sichtung der in elektronischer Form verfügbaren literarischen Texte legt folgende Einteilung nahe:

a) Literarische Texte, die linear-sequentiell strukturiert sind,<sup>25</sup> das heißt ebenso in Papierform erscheinen könnten und nicht an die elektronische Form gebunden sind. Beispiele sind in eigenen Internet-Foren veröffentlichte Gedichte, deren Autoren den Verlags-Filter nicht passieren wollten oder konnten.<sup>26</sup> Da das elektronische Publikationsmedium in diesen Fällen ohne Einfluß auf die Texteigenschaften bleibt, braucht dieser Typ literarischer Texte hier nicht näher behandelt zu werden. Erwähnenswert ist jedoch, daß das neue Medium zwei der traditionellen Aspekte, die die Zuschreibung eines Texts zu einem Autor hat, in verstärktem Maße auszuprägen hilft: den biographischen und den Authentizitätsaspekt. Biographisches spielt zum Beispiel im Internet eine wichtige Rolle; zahlreiche Autoren ermöglichen es ihren Lesern, per Mausklick zu ihrer Homepage zu gelangen, auf der sie nicht selten ungewöhnlich detaillierte Informationen über ihr Leben, ihre Interessen, weitere Texte und anderes präsentieren. Die Mitteilungsfreude geht weit über das auf Klappentexten mögliche Maß hinaus. Betrachtet man außerdem die Diskussion in den erwähnten Lyrikgruppen, so fällt auf, daß einer der Maßstäbe der Diskussion und Wertung das Erleben eines durch singuläre Merkmale profilierten Individuums ist: Durch das Autorsubjekt garantierte Authentizität wird als Qualitätsmerkmal der Texte angesehen. Mag man dies auch als triviale Verirrung

<sup>24</sup> Vgl. Norbert Groeben / Ursula Christmann: Lesen und Schreiben von Hypertexten. Textverständlichkeit als kulturelle Kompetenz. In: Cornelia Rosebrock (Hg.): Lesen im Medienzeitalter. Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation. Weinheim – München: Juventa 1995, S. 165–194. Hier S. 193f.; die Verfasser sehen einen fließenden Übergang zwischen beiden Textgruppen: Hypertexte beziehungsweise Hypermedien bewirken eine »strukturelle Angleichung zwischen Informativität und Literarizität«; sie verwischen die Grenzen zwischen Informations- und literarischen Texten, da (i) Informationseinheiten aus beiden miteinander kombiniert werden können und auch werden und (ii) bei der Hypertext-Rezeption informationszentriertes und neugier- beziehungsweise lustzentriertes Lesen miteinander verbunden sind.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Rainer Kühlen: Hypertext (Anm. 8), S. 27 und Espen J. Aarseth: Nonlinearity and Literary Theory (Anm. 5), passim.

<sup>26</sup> Es lohnt sich ein Blick auf *The Poetry Message Board*, wo Autoren ihre Gedichte veröffentlichen und Leser sie kommentieren ([http://host.writersbbs.com/BBS/bbs\\_forum.cgi?forum=poeetry](http://host.writersbbs.com/BBS/bbs_forum.cgi?forum=poeetry)), oder in die Lyrik-Newsgruppe *rec.art.poems*.

oder Anachronismus abtun, so ist doch festzuhalten, daß zumindest in einem Segment des neuen Mediums Internet auch weiterhin an einem traditionellen Autorkonzept festgehalten wird.

b) Literarische Hypertexte, auch *Hyperfictions* genannt, das heißt hier<sup>27</sup> Hypertexte, die durch besondere formale und institutionelle Merkmale gekennzeichnet sind: (1) Sie sind fiktional beziehungsweise enthalten überwiegend fiktionale Bestandteile und dienen nicht in erster Linie der Wissens- oder Informationsvermittlung; (2) sie werden mit Kunstanspruch veröffentlicht, also zum Beispiel mit entsprechenden Paratexten auf CD-ROMs publiziert, erscheinen in einschlägigen elektronischen Zeitschriften oder sind unter den entsprechenden Rubriken im Internet zu finden.

Während das Angebot an deutschsprachigen Beispielen noch leicht überschaubar ist, gibt es im angloamerikanischen Sprachraum diverse literarische Hypertexte unterschiedlicher Genres. Ein bereits kanonisiertes, programmatisch anspruchsvolles Beispiel bildet Michael Joyces *Afternoon, a story*.<sup>28</sup> Worin die *story* besteht, (re)konstruiert der Leser bei seinem Durchgang durch den stark fragmentierten Text, und da dieser eine Vielzahl referentieller Verknüpfungen enthält, dürften die Realisationen verschiedener Leser mehr oder weniger stark voneinander abweichen. Der Text erschien in einer nur zu lesenden Variante und einer Variante, in der Rezipienten eigene Kommentare und eigene *links* setzen konnten.

Drei Eigenarten dieses Hypertexts sind hervorzuheben: Zum einen sind die vom Autor vorgegebenen *links* nicht markiert, so daß Leser potentiell bei jedem Wort ausprobieren müssen, ob von hier aus eine Verbindung zu anderen Elementen herzustellen ist. Zum anderen sind einige der *links* konditional, das heißt sie lassen sich nur aktualisieren, wenn vorher bestimmte andere aktiviert worden sind. Und drittens bemüht sich Joyce darum, kohärenzstiftende Zusammenhänge, vor allem narrative Schemata, möglichst lange zu verbergen. Das Resultat dieser Strategien wird verschieden gedeutet und bewertet: Während einige Rezipienten die Vielzahl der möglichen Lesarten des Textes sowie die Überraschungseffekte loben, beklagen andere die Desorientierung und die fehlende Möglichkeit, Erwartungen über den weiteren Handlungsverlauf ausbilden zu können, woraus rasch Langeweile beim Lesen resultiere.<sup>29</sup> Betonen

<sup>27</sup> Eine Begriffsbestimmung kann hier nur heuristisch geleistet werden. In der Diskussion gehören Bemühungen um den Begriff zur Ausnahme, nicht zuletzt deshalb, weil das Verschwinden der Grenze zwischen literarischen und Informationstexten als eine der Errungenschaften von Hypertexten angesehen wird.

<sup>28</sup> Cambridge/Mass.: Eastgate Systems 1990.

<sup>29</sup> Wingert geht sogar so weit zu behaupten, daß *Afternoon* aus eben diesen Gründen als Hypertext nicht funktioniere; vgl. Bernd Wingert: Kann man Hypertexte lesen? In: Dirk Matejovski / Friedrich Kittler (Hg.): Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt/M. – New York: Campus 1996, S. 185–218. Hier S. 212ff. – Für meine Argumentation kommt es weniger auf die negative Wertung an – abwehrende Le-

erstere die besondere Freiheit der Leser, ihre eigenen Texte zu realisieren, fassen letztere Joyces Strategien als Gängelung auf. In der Tat fällt gerade in der Lese-Version die Organisation durch den Autor – eben das bemühte Verstecken narrativer Zusammenhänge – deutlich auf.<sup>30</sup> Einige Hypertext-Theoretiker schreiben diesen Effekt dagegen dem Text selbst zu.<sup>31</sup> In der interaktiven Version haben die Leser zwar die Möglichkeit, den Text nach eigenen Bedürfnissen zu strukturieren, dennoch – darauf weist Aarseth zu Recht hin –<sup>32</sup> bleibt Joyces Text unangetastet; die Modifikationen finden sich nur in den Exemplaren der jeweiligen Rezipienten.<sup>33</sup> Das Verhältnis scheint zunächst dem zwischen Text und Textexemplar beim linearen Buchtext zu entsprechen: Anmerkungen und Querverweise im eigenen Buch verändern nicht den Text, auf dem die Ausgabe basiert; der Unterschied liegt jedoch im Präsentationsmodus. Darauf wird noch einzugehen sein.

Für Hyperfictions im Internet gilt im übrigen dieselbe Beobachtung wie für traditionelle Texte der Gruppe a): Auch hier spielt der biographische Aspekt keineswegs eine untergeordnete Rolle. Das trifft auch für Gemeinschaftsproduktionen zu, für Texte, zu denen mehrere Autoren beigetragen haben. Selbst wenn die einzelnen Teile nicht explizit ihren Verfassern zugeschrieben werden, findet sich doch in der Regel eine Liste der Autoren, von der Sprungmarken zu deren Homepages oder anderen Informationsseiten führen.<sup>34</sup>

c) Programmierte, interaktive Texte, die auch *Cybertexte* genannt werden. Gegenüber den Texten der Gruppe b) zeichnen sie sich dadurch aus, daß die Texteinheiten und die Relationen zwischen ihnen von einem »immanenten kybernetischen Agenten« kontrolliert werden.<sup>35</sup> Zu ihnen zählen programmierte, »animierte« Texte, die ohne das elektronische Medium nicht möglich wären. Beispiele finden sich auf der CD-ROM *Poetry in Motion*, die ebenfalls schon kanonischen Status hat, oder im deutschen Sprachraum bei Autoren wie Olaf

serreaktionen könnten auf »traditionellen«, an linearen Texten geschulten Erwartungen beruhen –, als vielmehr auf die unterschiedlichen Einschätzungen derselben Phänomene.

<sup>30</sup> Vgl. dazu ebd., S. 205 und 214.

<sup>31</sup> So z.B. Stuart Moulthrop: Hypertext and »the Hyperreal«. In: Hypertext »89, S. 239; zitiert nach Espen J. Aarseth: Nonlinearity and Literary Theory (Anm. 5), S. 69.

<sup>32</sup> Espen J. Aarseth: Nonlinearity and Literary Theory (Anm. 5), S. 70.

<sup>33</sup> Zur Konstanz des Hypertextes auch bei diversen Freiheiten der »Weggestaltung« durch Leser und zur Kontrolle gerade avantgardistischer Autoren über ihren Text vgl. auch Ruth Nestvold: Das Ende des Buches. Hypertext und seine Auswirkungen auf die Literatur. In: Martin Klepper / Ruth Mayer / Ernst-Peter Schneck (Hg.): Hypertext (Anm. 23), S. 14–30. Hier S. 26f.

<sup>34</sup> Landow verallgemeinert also eine Ausnahme, wenn er mit dem Befund, daß der Hypertext *Charles Dickens Web* keine Autorennamen auf seiner Titelseite aufliste, die generelle These von der Unwichtigkeit des einzelnen Hypertext-Autors belegen will; vgl. George P. Landow: Hypertext (Anm. 14), S. 100.

<sup>35</sup> Espen J. Aarseth: Nonlinearity and Literary Theory (Anm. 5), S. 71ff.

Koch:<sup>36</sup> Die Rezeption seiner *Dynadichte* oder *Gedilme* erfordert eine Tastatureingabe vom Leser, auf die hin ein kleines Programm abläuft, das auf der Benutzeroberfläche zum Beispiel als bewegtes Wortspiel im Sinne konkreter Poesie erscheint. Aber auch Computerspiele mit narrativen Strukturen, und hier in erster Linie die frühen textorientierten *adventure games*, sind zu dieser Gruppe zu rechnen. Sie lassen sich als interaktive Form von Unterhaltungsliteratur auffassen, deren Skripte visuell und akustisch umgesetzt sind.<sup>37</sup> Der Spieler übernimmt eine Rolle, die des Protagonisten, und realisiert im Laufe des Spiels den ihm zu Beginn unbekanntem *plot*. Zwar handelt der Spieler im interaktiven Modus und hat in der Regel mehrere Entscheidungsmöglichkeiten, führt aber faktisch nur aus, was vorher an Optionen in das Spiel eingegeben worden ist.<sup>38</sup>

Die Rezipienten realisieren also die Vorgaben des Autors beziehungsweise Autorentams, wobei ihnen ein mehr oder weniger großer Spielraum zugemessen werden kann. Darüber hinaus scheint gerade für Texte dieser dritten Gruppe ein weiterer Aspekt des traditionellen Autorkonzepts von Bedeutung zu sein: der legitimatorische. Angesichts zunehmender Produktion literarischer Texte und fehlender Selektionsfilter im Internet wird der Name eines einmal erfolgreichen Autors zum Qualitätsausweis für weitere Texte. Unter kommerzieller Perspektive, etwa bei Computerspielen, wird dieser Aspekt zu einem ökonomischen Faktor.<sup>39</sup> Dabei kann es durchaus sein, daß zuerst das erfolgreiche Produkt seinen Autor legitimiert und dieser dann – unter der Bezeichnung »der Autor von ...« – das Nachfolgeprodukt.

Neben den determinierten Formen gibt es auch wenige nicht-determinierte Cybertexte: Hier sind die Texteinheiten nicht vorhersagbar, sondern tatsächlich weitgehend von den Eingaben der Rezipienten abhängig. Als Beispiel sind *Multi-User Dungeons* zu nennen, vernetzte Spiele für mehrere Nutzer mit einigen Regeln, aber ohne feste Vorgaben. Jeder Spieler kann seine eigene Perspektive einnehmen. Nur in dieser Form nicht-linearer Texte könne der Rezipient, so Aarseth, »ein wenig« wie ein Autor werden – allerdings nicht wie ein

<sup>36</sup> Vgl. <http://www.holarchy.com>.

<sup>37</sup> Espen J. Aarseth: Nonlinearity and Literary Theory (Anm. 5), S. 74; auch Mikle D. Ledgerwood: Hypertextuality and Multimedia Literature (<http://www.sunysb.edu/>). Das Problem, ob PC-Spiele eher dem Film oder der Literatur zuzurechnen sind, ist hier nicht zu diskutieren. In jedem Fall sind es Hypertexte, in denen die Schrift allerdings eine abnehmende Bedeutung hat.

<sup>38</sup> In gewissem Sinne zählt auch ein Text wie William Gibson: *Agrippa: A Book for the Dead*. New York: Kevin Begos 1992, der Postulate der Theorien neuer Medien programmatisch umsetzt, zu dieser Gruppe. Dieser Text wird nach seinem Erscheinen auf dem Bildschirm sofort verschlüsselt und damit unlesbar. Es ist nur eine Lektüre möglich, danach verändert sich das Textmaterial.

<sup>39</sup> Vgl. dazu auch Ruth Nestvold: Das Ende des Buches (Anm. 33), S. 29f.



Cybertext-Autor, sondern wie ein Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts.<sup>40</sup> Dies ist auch bei sogenannten *online-fictions* der Fall, kollektiven fiktionalen Texten, deren Leser im Netz zugleich Autoren werden können, indem sie an dem Text weiterschreiben.<sup>41</sup>

### II.3. Der Autor – lost in hypertext?

Um einen wichtigen, im vorigen Abschnitt nur schematisch dargestellten Argumentationszusammenhang näher zu betrachten, sollen im folgenden die vier Standardthesen diskutiert werden, mit denen die Behauptung vom Bedeutungsverlust des Autors in literarischen wie nicht-literarischen Hypertexten gestützt wird.

Das Merkmal, das stets genannt wird, um die Besonderheit von Hypertexten zu markieren, ist die Nicht-Linearität ihrer Informationsorganisation, die mit dem Begriff ›Vernetzung‹ bezeichnet wird. Es ist im Grunde das einzige stichhaltige Merkmal, von dem sich alle anderen angeführten Besonderheiten ableiten lassen. Der Begriff ›Vernetzung‹ kann sowohl intern als auch extern interpretiert werden: ›Interne Vernetzung‹ bezeichnet die Verbindung von Hypertext-Elementen untereinander, während unter ›externer Vernetzung‹ die Verbindung eines Hypertexts mit anderen zu verstehen ist. Unter diesem letzten Aspekt sind die Grenzen fließend, das heißt unter ›Hypertext‹ kann auch die Gesamtheit aller miteinander vernetzten Texte verstanden werden, was sich des öfteren in Vokabeln wie ›Universum‹, »text of all texts«<sup>42</sup> oder »docuverse«<sup>43</sup> ausdrückt; hier soll die Unterscheidung zwischen dem einzelnen Hypertext und seiner Umgebung aus Gründen der Klarheit aber aufrechterhalten werden.

Um hervorzuheben, welche Besonderheit die interne Vernetzung in bezug auf die Texteeigenschaften hervorbringt, wird in der Regel nur die Komplexitätssteigerung angeführt, die sich durch die Vielfalt der Verbindungsmöglichkeiten einzelner Elemente ergibt. Ihr entspricht unter rezeptionsbezogener Perspektive die Zunahme möglicher Lesarten.

Die externe Vernetzung wird in einer engeren Variante als wesentliche Intertextualität von Hypertexten bestimmt, das heißt Hypertexte stehen immer in Relation zu anderen Texten.<sup>44</sup> Weiter gefaßt, wird Hypertexten unter diesem Aspekt das Merkmal der Grenzenlosigkeit zugeschrieben:<sup>45</sup> So wie die her-

<sup>40</sup> Vgl. Espen J. Aarseth: *Nonlinearity and Literary Theory* (Anm. 5), S. 71.

<sup>41</sup> Vgl. dazu z.B. Ruth Nestvold: *Das Ende des Buches* (Anm. 33), S. 26.

<sup>42</sup> Michael Heim: *The Metaphysics of Virtual Reality* (Anm. 4), S. 30.

<sup>43</sup> George P. Landow: *What's a Critic to Do?* (Anm. 1), S. 31.

<sup>44</sup> Z.B. George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 89; Jean-François Rouet / Jarmo J. Levonen: *Studying and Learning with Hypertext* (Anm. 7), S. 9.

<sup>45</sup> Z.B. Michael Heim: *The Metaphysics of Virtual Reality* (Anm. 4), S. 30f.; George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 74.

kömmlichen Beschränkungen eines Anfangs und Endes wegfallen, so gibt es auch keine eindeutig abgrenzbaren Texteinheiten mehr; im Extremfall wird »alles« zu einem einzigen großen Text.<sup>46</sup>

Als Folge dieser externen Vernetzung kann auch die Eigenschaft betrachtet werden, die als Verlust der Autonomie eines Textes<sup>47</sup> bezeichnet wird: Hypertexte stehen nicht mehr für sich, sondern in permanenter Verweisungsfunktion auf andere Texte. Und auch das Merkmal der Dezentriertheit,<sup>48</sup> das ihnen zugeschrieben wird, hat hier seinen materialen Ursprung: Hypertexte haben kein bedeutungstiftendes Zentrum mehr, sondern sind als Netzwerke verschiedener Codes aufzufassen.

Das Charakteristikum der Diskontinuität bezieht den wichtigsten Verbindungstyp von Hypertexten ein, den ›Sprung‹ von einer Stelle zur anderen. Die kontinuierliche Lektüre, der einheitliche ›Textfluß‹ nach dem Muster eines gedruckten Textes wird dadurch ersetzt, daß der Leser zwischen verschiedenen Texteinheiten hin- und herspringt.<sup>49</sup>

Die Folgerungen, die aus diesen Texteeigenschaften für Funktion und Rolle des Autors gezogen werden, sind ebenfalls einheitlich:

a) Der einsam ›für sich‹ schreibende Autor hat ausgedient: Da sich auch der Akt des Hypertext-Schreibens durch Vernetzung auszeichnet, das heißt Autoren in Beziehungen zu zahlreichen Diskursen stehen, verlieren sie den individuellen ›symbolischen Rahmen‹, der für das Schaffen eigenständiger Werke erforderlich ist.<sup>50</sup> Damit erübrigt sich auch die Frage nach der Selektionsfunktion<sup>51</sup> des Autors, also nach der dem Autor zugeschriebenen Funktion, aus der Vielzahl von Diskurselementen die ihm wichtigen zu selektieren. Negativ gewendet bedeutet dies das Ende individuellen Schöpfungstums; positiv und pragmatischer gewendet die Aufwertung von Gemeinschaftsarbeiten.

b) Der Autor verliert seine organisierende Autorität an den Leser, da dieser nicht mehr gezwungen ist, dem Gedankengang des Verfassers linear zu folgen, sondern sich eigene Ein- und Ausstiegspunkte sowie eigene Wege durch einen

<sup>46</sup> Spätestens hier weicht dann die Verwendung des Begriffs ›Hypertext‹ von der oben eingeführten engeren Bestimmung ab.

<sup>47</sup> So z.B. George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 73.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Vgl. Espen J. Aarseth: *Nonlinearity and Literary Theory* (Anm. 5), S. 69.

<sup>50</sup> Mit Heims Worten: »the personal symbolic framework needed for original authorship is threatened by linkage with the total textuality of human expressions«; Michael Heim: *Electric Language* (Anm. 5), S. 215.

<sup>51</sup> Zur Selektions-, Gestaltungs- und Bedeutungsfunktion als stabilen problembezogenen Funktionen des Autorkonzepts vgl. den Beitrag von Fotis Jannidis in diesem Band, bes. Kap. IV.



Text suchen kann.<sup>52</sup> Diese These spricht dem Autor zumindest teilweise seine Gestaltungsfunktion ab.

c) Der Autor verliert seine bedeutungsstiftende Autorität an den Leser, da dieser über seinen ihm angemessenen Durchgang durch den Text eigene Bedeutungen generieren kann und nicht die vom Autor beabsichtigten aufspüren muß.<sup>53</sup> Auch die Bedeutungsfunktion des Autors wird demnach reduziert.

d) Der Autorbegriff potenziert sich: Als ›Autor‹ kann sowohl der Verfasser eines Hypertextes beziehungsweise Hypertext-Elements als auch derjenige gelten, der Verbindungen zwischen ursprünglich nicht aufeinander bezogenen Texten herstellt, also der Setzer von *links*.

Wie plausibel sind nun diese Thesen?

Zu a): Daß der private Status linearen Schreibens beim Produzieren von Hypertexten aufgehoben wird, ist eine unbewiesene Behauptung, die aus einer Verallgemeinerung von Eigenschaften des Mediums resultiert. Jeder Autor steht in ›intertextuellen‹ ebenso wie in realen und potentiellen öffentlichen Beziehungen, das heißt der Individualität sind immer Grenzen gesetzt. Diese verschiedenartigen Beziehungen sind im elektronischen Medium lediglich ›realer‹<sup>54</sup> oder besser: in Form markierter Verknüpfungen greifbar, und sie lassen sich leichter aktualisieren, da schneller auf andere Texte zugegriffen werden kann. Da es selbstgewählte Relationen sind, die Autoren durch entsprechende *links* zwischen ihren eigenen und anderen Texten herstellen können, ist die These vom Verlust oder der Schwächung der Selektionsfunktion nicht plausibel. Auch in ihrer besser greifbaren pragmatischen Variante scheint mir die These revisionsbedürftig. So ist es nicht sinnvoll, die durch solche Verknüpfung hergestellte Beziehung zwischen den Texten zweier Autoren bereits als Zusammenarbeit zu bezeichnen.<sup>55</sup> Die ›intentionale‹ Zusammenarbeit von Autoren ließe sich sonst nicht unterscheiden. Diese Form der Kooperation, für die es diverse Hypertext-Beispiele gibt, wird in der Tat durch das neue Medium befördert.<sup>56</sup>

<sup>52</sup> So z.B. Michael Heim: *Electric Language* (Anm. 5), S. 220; Jay David Bolter: *Writing Space. The Computer, Hypertext, and the History of Writing*. Hillsdale/N.J. u.a.: LEA 1991, S. 8 u.ö.; auch George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 85f.: »a certain aspect of authorial control has vanished, or rather been ceded to the reader«.

<sup>53</sup> Vgl. Jay David Bolter: *Writing Space* (Anm. 52), S. 8, 220ff.

<sup>54</sup> Vgl. dazu Heiko Idensen: Die Poesie soll von allen gemacht werden! Von literarischen Hypertexten zu virtuellen Schreibräumen der Netzwerkkultur. In: Dirk Matejovski / Friedrich Kittler (Hg.): *Literatur im Informationszeitalter* (Anm. 29), S. 143–184. Hier S. 145.

<sup>55</sup> So George P. Landow: *Hypertext* (Anm. 14), S. 88ff. und 95: »hypermedia linking automatically produces collaboration«.

<sup>56</sup> Vgl. dazu z.B. Norbert Gabriel: *Kulturwissenschaften und Neue Medien* (Anm. 17), S. 77ff.

Zu b): In ihrer Allgemeinheit ist die These von der verlorenen organisierenden oder gestalterischen Autorität unplausibel. Zwei Einwände sind anzuführen: Zum einen ist die Möglichkeit für Leser, an beliebigen Punkten in einen Text einzusteigen, auch in linearen Texten – zum Beispiel über Inhaltsverzeichnis oder Register – gegeben; gerade informationsorientiertes Lesen funktioniert oft so.<sup>57</sup> In elektronischen Texten ist diese Möglichkeit durch entsprechende Suchprogramme erheblich ausgebaut. Damit handelt es sich unter rezeptionsbezogenem Aspekt aber um keine grundsätzliche Neuerung, sondern um bessere technische Realisierbarkeit.

Zum anderen hängt die Stichthaltigkeit des Arguments von der Beschaffenheit des untersuchten Hypertexts ab. Hypertexte mit didaktischer Zielsetzung enthalten stärkere Vorgaben; die Leser können zwar ihre eigenen Wege durch den Text wählen, diese sind aber nicht völlig frei verfügbar. Vielmehr sorgt der Autor durch Kombination entsprechender typisierter Verknüpfungen dafür, daß auf jedem Weg die gewünschten Informationen vermittelt werden. Anders sieht es bei Hyperfictions nach dem Muster von Joyces *Afternoon* aus: Hier sollen Leser möglichst große Freiräume erhalten, und entsprechend ist der Text technisch ausgestattet. Die Leser realisieren hier die Absicht des Autors, sie möglichst orientierungslos beziehungsweise frei von Vorgaben durch den Text navigieren zu lassen, und erfüllen damit ein von ihm vorgegebenes globales Ziel; im Detail organisieren sie dann tatsächlich ihre eigenen ›Lektüre-Pfade‹. Die Anzahl dieser avantgardistischen Hypertexte ist allerdings klein;<sup>58</sup> sie als Indiz für die Notwendigkeit aufzufassen, das Autorkonzept neu zu bestimmen, leuchtet schon aus quantitativen Gründen nicht ein.

Die These von dem Verlust oder der Minimierung der Gestaltungsfunktion wäre demnach zu revidieren. Auch Hypertext-Autoren organisieren ihre Texte, indem sie sie strukturieren, ihre Präsentationsform bestimmen, Pfade vorgeben etc. Neu, allerdings nicht im Sinne eines Autoritätsverlustes, sind zwei Aspekte: Zum einen treten für Hypertext-Autoren die beiden Kompetenzen des Schreibens und Strukturierens auseinander. Das Organisieren des Textes wird zu einer technisch komplexeren Aufgabe, als dies bei linearen Texten der Fall

<sup>57</sup> Z.B. haben empirische Untersuchungen des Umgangs mit akademischen Zeitschriften drei Typen des Lesens ergeben, von denen nur einer wirklich als ›linear‹ bezeichnet werden kann, nämlich das Lesen vom Anfang bis zum Ende eines Textes; die anderen beiden sind sprunghaft, musterorientiert und lückenhaft. Der Unterschied zwischen diesem Lesen und dem Lesen von Hypertexten ist demnach kein kategorialer, sondern ein gradueller; vgl. dazu Andrew Dillon: *Myths* (Anm. 20), S. 30.

<sup>58</sup> Die Zahl der theoretischen Abhandlungen zu Hyperfictions übersteigt deren Anzahl um ein Vielfaches; vgl. dazu auch Hilmar Schmundt: *Strom, Spannung, Widerstand. Hyperfictions – die Romantik des elektronischen Zeitalters*. In: Martin Klepper / Ruth Mayer / Ernst-Peter Schneck (Hg.): *Hyperkultur* (Anm. 23), S. 44–67. Hier S. 51.

ist. Zum anderen können Autoren die Breite des Spielraums vorgeben, den die Leser für ihre Aktualisierung des Textes erhalten.

Zu c): Auch bei der Formulierung der These von der verlorenen bedeutungstiftenden Autorität sind Relativierungen angebracht. Wer sie so allgemein behauptet, schafft sich das eindimensionale Feindbild einer Bedeutungskonzeption, die auf den mentalen Zustand des Autors abzielt, und vernachlässigt die möglichen Differenzierungen eines intentionalistischen Ansatzes.<sup>59</sup> Zudem unterschätzt er die konstruktive Leistung des Lesens allgemein: Daß beim Lesen und Verstehen eines linearen Texts auch der Leser zur Bedeutungskonstitution beiträgt, ist mittlerweile ein Gemeinplatz. Unterschiedlich ist nur der Spielraum, der ihm durch verschiedene Lektürewesen und -ziele eingeräumt wird. Mit anderen Worten: ›Normallesern‹ war es noch nie verwehrt, eigene Lesarten auch an der Autorabsicht vorbei zu generieren; und das methodisch gelenkte professionelle Lesen und Interpretieren kann sich auch im Falle von Hypertexten an einer zu rekonstruierenden Autorintention orientieren.

Um zu einer Differenzierung der These zu kommen, ist zu klären, inwiefern die Möglichkeiten von Hypertext-Autoren, Bedeutung zu stiften, von denen abweichen, die den Verfassern linearer Texte zur Verfügung stehen. Unterschiede müßten sich durch das Setzen von *links* ergeben; daher ist zunächst zu fragen, welche Auswirkungen dieses *linking* auf die Textgestalt hat.

Landow führt insbesondere vier Punkte an, um das Schreiben eines Hypertexts von dem eines linearen Texts abzugrenzen.<sup>60</sup> (1) Der Autor kann seine Argumentation komplexer gestalten, indem er Verbindungen zwischen Passagen herstellt, die im linearen Text voneinander entfernt liegen, oder indem er Textpassagen einfügt, die Erläuterungen, Begründungen, abweichende Sichtweisen einbringen. Dies ist mit den Mitteln linearer Texte – Exkurse, Fußnoten-Apparate etc. – aus Gründen der Übersichtlichkeit in diesem Ausmaß nicht möglich. (2) Er kann Textpassagen mehrfach verwerten, indem er sie mit mehreren Stellen seiner Argumentation verknüpft. (3) Er kann verschiedene Medien in seinen Text integrieren. (4) Er macht dem Leser mit seinen *links* Angebote, denen dieser folgen kann oder auch nicht. Vornehmlich aus der letzten Behauptung, die nicht die Textgestalt, sondern den Modus des Schreibens betrifft, folgert Landow den hier in Frage stehenden Autoritätsverlust des Verfassers. Allerdings läßt sich aus den ersten beiden Punkten mit gleichem Recht schließen, daß der Autor einen größeren Einfluß auf die Bedeutungskonstitution des Lesers erhält: Er gibt jetzt durch die von ihm festgelegten *links* zumindest potentiell auch noch die Querverbindungen vor, die sonst der Leser selbst hergestellt hat – assoziativ oder nach seiner Fragestellung an den Text.

<sup>59</sup> Vgl. dazu z.B. die Beiträge von Axel Bühler, Lutz Danneberg und Tom Kindt / Hans-Harald Müller in diesem Band.

<sup>60</sup> Vgl. George P. Landow: Hypertext (Anm. 14), S. 80–87.

Daß in Landows Ausführungen über das Verfassen seines eigenen Buches eben solche ›autorintentionalen‹ Gedanken ins Spiel kommen, plausibilisiert diese Schlußfolgerung unfreiwillig: Landow hebt als Vorteil einer Hypertextfassung seines Buches hervor, daß er in der elektronischen Variante ein Derrida-Zitat mit mehreren Stellen seiner Argumentation vernetzen könne, an denen das Zitat ›passe‹;<sup>61</sup> damit geht er gleich zweimal von der Relevanz einer Autorintention aus: Er gibt seinen Lesern die Verbindungen vor, in denen sie das Zitat sehen sollen, weil es an eben den markierten Stellen seiner Aussageabsicht am besten entspricht. Und er behauptet die Adäquatheit der elektronischen Darstellungsform für die Aussage des Zitats: Die Präsentation von Derridas These in Form eines mehrfach vernetzten Hypertext-Elements »comes much closer to embodying its insights«.<sup>62</sup> Anders gesagt: Form und Inhalt stimmen in dieser Präsentationsform überein, der Aussage des Autors Derrida wird so optimal Rechnung getragen.

Zwei von Landow nicht berücksichtigte Eigenschaften von Hypertexten scheinen mir für die Textwahrnehmung und damit auch für die Bedeutungskonstitution beachtenswert zu sein. So dürfte erstens die Tatsache, daß die *links* in der Regel farblich hervorgehoben sind, nur scheinbar ein rein äußerliches Merkmal sein. Diese vom Autor für wichtig erachteten Wörter könnten durch ihre optische Markierung die Textwahrnehmung beeinflussen.<sup>63</sup> Damit erhielten Hypertext-Autoren aber eine neue Möglichkeit, in den linearen Elementen ihrer Texte intentionale Signale zu setzen. Diese Verknüpfungen haben – wenn sie nicht bewußt anders eingesetzt werden – dieselbe Funktion wie kohärenzstiftende Stilmittel in linearen Texten.<sup>64</sup> Zweitens ist hier noch einmal auf den oben angesprochenen Unterschied zwischen dem intertextuellen Verweisen in Druck- und dem *linking* in Hypertexten hinzuweisen. Während der Leser im linearen Text aktiv nach den Textstellen suchen muß, auf die verwiesen wird, bekommt er die entsprechenden Textpassagen im Hypertext über das Aktivieren von *links* vor seine Augen gerückt. Ob und in welchem Sinne diese Aktivitätsverlagerung texttheoretisch relevant ist, wäre noch zu klären.

Zu d): Die These von der Potenzierung des Autorbegriffs erfaßt wohl tatsächlich ein Novum. Die vielzitierte Hypertext-Version eines Flusser-Vortrags zum Beispiel enthält sowohl den Text des Autors Flusser als auch die *links*, Kommentare und Erläuterungen der Autoren dieses Hypertexts sowie von diesen

<sup>61</sup> Ebd., S. 78.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Unter anderer Fragestellung haben empirische Untersuchungen gezeigt, daß optisch hervorgehobene Wörter in Hypertexten die besondere Aufmerksamkeit der Leser erhalten; vgl. dazu Jean-François Rouet / Jarmo J. Levonen: Studying and Learning with Hypertext (Anm. 7), S. 14.

<sup>64</sup> Vgl. dazu Peter W. Foltz: Comprehension (Anm. 20), S. 116f.: Nicht-kohärente *links* erschweren das Textverständnis; als Reaktion darauf verbieten sogenannte ›argument-based‹ Hypertext-Systeme die Verbindung nicht-kohärenter Textstellen.

hinzugefügte Paralleltexte anderer Autoren. Die Arbeit derjenigen Autoren, die die Verknüpfungen herstellen, unterscheidet sich von derjenigen eines Editors linearer Texte zunächst nur graduell, da ihre Möglichkeiten der Vernetzung größer und besser präsentierbar sind. Dadurch, daß in komplexen Hypertexten die schöpferische Eigenleistung des vernetzenden Autors aber oftmals sehr weit geht, kann aus dem graduellen ein prinzipieller Unterschied werden.<sup>65</sup>

Zusammenfassend ist zu betonen, daß die Plausibilität der vier Thesen ebenso wie die Gültigkeit der Argumente, die zu ihrer Stützung angeführt werden, von der tatsächlichen Beschaffenheit jeweils untersuchter Hypertexte beziehungsweise Typen von Hypertexten abhängt, was angesichts der Argumentation »vom Material her« auch nicht überrascht. Die üblichen weitreichenden Generalisierungen sollten daher vermieden und die Thesen auf genauer profilierte Gegenstände hin relativiert werden. Auch die einfachen Gegensätze, mit denen die meisten Verfechter dieser Thesen arbeiten, können kaum überzeugen: Was der Leser an »Freiheit« gewinnt, muß nicht unbedingt dem Autor verlorengehen. Wichtige Funktionen, die traditionell dem Autor zugeschrieben werden, verschwinden nicht einfach im Falle von Hypertexten. Dies deutete sich bei der Betrachtung der Medienprodukte in Abschnitt II.2. schon an und konnte hier zumindest ansatzweise für die Selektions-, Gestaltungs- und Bedeutungsfunktion gezeigt werden. Plausibler als die pauschale These vom Verschwinden ist die Annahme, die Funktionen seien abweichend zu bestimmen, zumindest aber zu differenzieren. Diese Differenzierungen genauer zu erfassen ist eine der Aufgaben (hyper-)texttheoretischer Forschung.

#### II.4. Fazit

##### II.4.a. Erklärungsansätze für die Theorie-Praxis-Diskrepanz

Die Diskrepanz zwischen programmatisch-theoretischen Konzepten von der Bedeutung des Autors und der Praxis im Herstellen von beziehungsweise Umgang mit Produkten der neuen Medien dürfte deutlich geworden sein. Es stellt sich die Frage, wie sich diese Diskrepanz erklären läßt.

Die Strategie einiger Medientheoretiker liegt darin, die Praxis als anachronistisch zu beschreiben, als noch den alten Denk- und Legitimationsschemata verpflichtet. Beabsichtigt ist damit allerdings weniger eine Erklärung als eine Kritik: Ausgehend von den eigenen, »innovativen« Postulaten wird die Praxis als »noch traditionell« und damit defizitär abgelehnt. Rötzer zum Beispiel geht so vor, wenn er Produzenten und Rezipienten des gegenwärtigen Kunstbetriebs »Regression in Bezug auf den Stand und die Konsequenzen der Tech-

<sup>65</sup> Die schöpferische Verbindung vorgegebener Texte findet sich im linearen Medium schon in avantgardistischer Collage-Literatur.

nologie« vorwirft, weil sie unter anderem nach wie vor auf der Signatur auch des Computerkünstlers als Authentizitätsnachweis bestehen.<sup>66</sup> Die implizite Fortschrittsnorm, die hinter Rötzers – hier nur stellvertretend angeführter – Kritik steht, besagt, daß heutige Kunstproduzenten und -konsumenten nicht hinter die Möglichkeiten, die die Technik bietet, zurückfallen dürfen beziehungsweise daß Umgang und Beurteilung von Kunstwerken sich nicht an traditionellen Kriterien, sondern an den Kriterien zu orientieren haben, die von neuesten Entwicklungen in einem Bereich vorgegeben werden. In dieser Allgemeinheit kann der Forderung nicht zugestimmt werden; zumindest wäre das vorausgesetzte Kriterium der Angemessenheit – bekanntlich ein hermeneutisches Kriterium – klarer zu bestimmen, die Wahl des Maßstabs »technische Realisierbarkeit« zu legitimieren, und die Probleme der Standards für neue Entwicklungen und ihrer Akzeptanz auch im Kunstbereich wären zu reflektieren.

Weniger normativ ließe sich die Diskrepanz damit erklären, daß es um jeweils andere Bedürfnisse geht, aus denen heraus die Autorkonzepte formuliert und eingesetzt werden: Medientheoretisch profiliert man sich durch Innovation; die Differenzierung traditioneller Konzepte ist weniger prestigeträchtig. Nicht zu vernachlässigen ist sicherlich auch der »Marktwert« der bevorzugten poststrukturalistischen Anschlußtheorien, in denen die These vom Tod des Autors begründet wird. Sie prägen die Darstellung und Wertung der – selektiv wahrgenommenen – Medienprodukte sowie ihre Funktionalisierung für programmatische Zwecke. In der Medienpraxis stellt Innovation ebenfalls ein Selektionskriterium dar; ein verstärkter Einsatz neuer Medien und eine Orientierung an ihren Regeln wäre demnach zu erwarten. Innovationen müssen aber mit dem Autornamen verbunden sein: Das Individuum muß identifizierbar bleiben, damit es den Erfolg für sich verbuchen kann. Dieses Marktgesetz des Kunst- wie auch des Wissenschaftsbetriebs stabilisiert also die Zuschreibung zu einem Autor und ist mit der Forderung nach seinem »Verschwinden« nicht vereinbar.<sup>67</sup>

<sup>66</sup> Florian Rötzer: Heterogene Wirklichkeiten. In: F. R. / Sara Rogenhofer (Hg.), Kunst machen? Essays und Gespräche. München: Boer 1990, S. 256–281. Hier S. 265. Ähnlich gibt auch Schirmer der präferierten Theorie gegenüber der Empirie den Vorzug: Die Tatsache, daß die weitaus meisten Hypertexte im WWW mit den poststrukturalistisch gestützten Thesen, wie Hypertexte kulturell funktionieren müßten, nicht übereinstimmen, wird nicht als Widerlegung der Thesen gesehen, sondern zu einer Kritik an der Praxis genutzt; vgl. Christoph Schirmer: Hypertext, Hysterie, Surrealismus. In: Martin Klepper / Ruth Mayer / Ernst-Peter Schneck (Hg.): Hyperkultur (Anm. 23), S. 130–149. Hier S. 139f.

<sup>67</sup> Rötzer sieht diesen Mechanismus als Dilemma; vgl. Florian Rötzer: Heterogene Wirklichkeiten (Anm. 66), S. 266 u. 269. – Die hiermit ebenfalls zusammenhängende, wichtige Frage nach den juristischen Problemen des Autors im Internet kann hier nicht mehr verfolgt werden.

#### II.4.b. Texttheoretische Konsequenzen?

Lassen sich aus den Überlegungen der Abschnitte II.2 und II.3 nun Konsequenzen für den Text- und Autorbegriff ziehen? Mehr als vorsichtige Anmerkungen können hier nicht geleistet werden.

Deutlich dürfte geworden sein, daß Differenzierungen, die in bezug auf das Autorkonzept relevant sind, nicht parallel mit der Grenze ›lineare – nicht-lineare Texte‹ verlaufen. Weniger die Art und Weise, wie in Texten Informationen organisiert sind, als vielmehr Gebrauchsformen der Rezipienten spielen hierfür eine Rolle. Ein autororientierter Umgang mit Hypertexten ist ebenso möglich wie ein diskursorientierter mit linearen Texten. Es ist nicht, zumindest nicht allein, das Textmaterial, das die Anwendung bestimmter Konzepte und Rezeptionsformen von vornherein verbietet oder nahelegt, sondern es sind kontextuelle Faktoren. Sie werden von Hypertext-Theoretikern oftmals vernachlässigt. Zu diesen Faktoren zählen sicherlich gesellschaftliche, wie Aarseth sehr allgemein formuliert: »The balance of power between readers and writers is not changed by hypertext alone, nor by its enhancements, but by the political and economic logic of society.«<sup>68</sup> Aber auch schon ein Blick auf die verschiedenen Zwecke und Zielsetzungen der Leser legt die Vermutung nahe, daß Strukturen des Textmaterials lediglich unterstützend wirken. So läßt sich zum Beispiel die Verteilung bestimmter Wörter in einem elektronischen Text erheblich leichter untersuchen als in einem linear präsentierten, dennoch sind solche Aufgaben auch in nicht-elektronischen Texten gelöst worden. Hier ist es eher eine Frage der Quantität, ob autorzentrierte oder -übergreifende Problemstellungen bearbeitet werden können.

Um zu texttheoretisch gehaltvolleren Aussagen über den Unterschied zwischen linearen und Hypertexten zu kommen, sind zunächst einmal bestimmte argumentative Strategien zu vermeiden: Der programmatische Verzicht auf eine Differenzierung zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten scheint mir insofern nicht fruchtbar zu sein, als einige Fragen, zum Beispiel die nach der Bedeutungsfunktion, für literarische Gebrauchszusammenhänge anders gestellt werden müssen beziehungsweise für nicht-literarische Texte unproblematisch sind. Auch die Strategie, allgemeine Eigenschaften des Mediums zugleich allen Medienprodukten zuzuschreiben oder sie als Maßstab zur Bewertung der Produkte heranzuziehen, hat sich als nicht nützlich erwiesen. Sie geht mit der Ausblendung pragmatischer Kontexte einher, deren Berücksichtigung für eine genaue Analyse tatsächlicher Neuerungen unerläßlich ist. Ähnliches bewirkt die Grundthese Landows und anderer, Hypertexte seien als ›materiale Bestätigung‹ poststrukturalistischer Texttheorien aufzufassen. Diese These führt zum einen dazu, ein neues Phänomen mit vorgegebenen Kategorien zu betrachten, diese zu bestätigen und dadurch das zu untersuchende Phä-

<sup>68</sup> Espen J. Aarseth: *Nonlinearity and Literary Theory* (Anm. 5), S. 70.

nomen auf Bekanntes zu reduzieren. Zum anderen werden auf diese Weise spektakuläre Oppositionen aufgebaut, denen jedoch die Beispielfälle fehlen, zumindest aber knapp werden.

Um solche Verkürzungen zu umgehen, sind genauere Untersuchungen an verschiedenen Typen von Hypertexten in unterschiedlichen Verwendungskontexten erforderlich. Aus dem vorliegenden Beitrag ergeben sich mindestens drei texttheoretisch relevante Fragen, die mit dem Autorkonzept zusammenhängen:

Erstens wäre nach den Konsequenzen aus der Trennung der Kompetenzen des Schreibens und Strukturierens zu fragen. Hypertext-Autoren verfassen Texte, die schon vom Textmaterial her nicht identisch sind mit dem, was die Leser rezipieren. Außer dem lesbaren Text schreiben sie Programme oder wenden Autorensysteme an, das heißt zeichnen ihren Text diesen Programmen entsprechend aus. Diese kodierten Texte bekommen die Leser in der Regel nicht zu Gesicht; sie sehen vielmehr ihre Präsentationsformen auf Benutzeroberflächen, etwa in Gestalt von animierten Gedichten, Hyperfictions oder Hypertext-Editionen. Diese Kompetenzenverlagerung dürfte die Konzeption des – nicht nur literarischen – Schreibens<sup>69</sup> wie auch die Kriterien beeinflussen, wie ›Text‹ zu bestimmen sei.

Damit zusammenhängend wäre zweitens zu untersuchen, wie die oben besprochene ›Verdoppelung‹ des Autorbegriffs – Autor als Verfasser und Verknüpfer – texttheoretisch zu fassen sei. Beide Tätigkeiten haben sowohl eine schöpferische als auch eine technische Komponente, die nur jeweils anders gewichtet sind.

Und drittens ergibt sich mit dem Setzen von *links* eine neue Möglichkeit der Manifestation von Autorintention in Hypertexten. Sie entspricht den Möglichkeiten der Strukturierung und Kohärenzbildung in linearen Texten, vor allem dann, wenn der Autor typisierte Verknüpfungen einsetzt. Aber auch bei referentiellen *links* kommt den für solche Verknüpfungen ausgewählten Wörtern ein besonderer Status zu. Dieser Status ebenso wie die interpretationstheoretische Bedeutung der *links* müssen geklärt werden. Deutlich dürfte jedoch sein, daß in einer Interpretation ausgehend von diesen Textelementen weiterreichende Schlußfolgerungen gezogen werden könnten als anläßlich nicht markierter Passagen.

Wenn dem so ist, dann hätte sich der Autor – um für die Schlußpunkte den oben kritisierten eindimensionalen Gegensatz heranzuziehen – einen Teil seiner Macht durch eben das Textelement erhalten, das dem Leser seine vielzierte Freiheit gewährt.<sup>70</sup>

<sup>69</sup> Vgl. dazu auch Ruth Nestvold: *Das Ende des Buches* (Anm. 33), S. 18ff.

<sup>70</sup> Für wichtige Anregungen und Kritik zu diesem Beitrag danke ich Fotis Jannidis und Margit Roth.